

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 19698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Blaudruck 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Laufend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die tägliche Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseratenannahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Aus Neumünster werden neue blutige Liebesgeisse der Polizei unter Einziehung von Militär gegen Demonstranten gemeldet.

Die preussische Wahlrechtskommission hat beschlossen, dem Plenum die Einführung der geheimen Wahl vorzuschlagen.

In der Reichstagserversammlung im 6. Kölner Wahlkreis kam der Sozialdemokrat mit mehr als 2400 Stimmen Zuwachs in die Stichwahl mit dem Zentrumskandidaten.

Das englische Parlament wurde gestern eröffnet.

Die Gesetzmässigkeit tötet uns!

Leipzig, 16. Februar.

„Gelobt sei Gott für alles!“ An dieses Lieblingswort eines alten Kirchenvaters wird man erinnert, wenn man die Wirkungen betrachtet, die das so verschiedene Verhalten der Polizei den Wahlrechtsdemonstrationen gegenüber auf die Sozialdemokratie ausübt. Sie nützt uns, wenn sie unsere Demonstrationen ruhig passieren läßt, und sie nützt uns, wenn sie mit dem Säbel dreinschlägt. Im ersten Falle ist der Beweis erbracht, daß die Arbeiterklasse reif und mündig, die Polizei aber noch unreif ist und daß sie die eigentliche Ursache des Raubaus und der Ruhestörungen bildet. Im andern Falle, wenn sie mit dem Säbel dreinschlägt, erregt sie so sehr den Abscheu und die Empörung der Öffentlichkeit und gewinnt dadurch den Demonstranten Sympathien auch in den sonst ihnen fernstehenden Kreisen, daß auch hier nur eine Förderung der großen Sache der Freiheit herausspringt. Man lese nur, wie aufreizend die Brutalitäten der Frankfurter Polizei auf die gesamte Öffentlichkeit dieser Stadt gewirkt haben! So schreibt beispielsweise die Frankfurter Zeitung, der sicherlich kein Mensch einen Mangel an Polizeifrommigkeit vorwerfen kann:

Zur selben Zeit hat die Frankfurter Polizei, die unter dem jetzigen Polizeipräsidenten im Rufe guter bürgerlicher Umgangsformen stand, gegen das Publikum, gleichviel ob es demonstrierendes oder nichtdemonstrierendes Publikum war, wie Rosaken oder Muschits gewütet. Wer nicht selbst das Mahrer gehabt hat, in ihre Hände zu fallen, hört doch immer noch von neuen Seiten, daß die in der letzten Zeit oft gelobte Frankfurter Schutzmännlichkeit in unerhörter Weise gegen ein Publikum vorgegangen ist, das noch nichts Schlimmeres im Sinne hatte als das Berliner, das unbehelligt geblieben ist. Man mühte kein Blut und keine Nerven haben oder ein ganz elender Philister sein, um über diese Vorgänge nicht die größte Empörung zu empfinden, in erster Linie natürlich über die Brutalität, die da-

bei geübt wurde, dann aber auch über die ganze Auffassung der Natur des deutschen Staatsbürgers, dieser Auffassung, die den Untergrund der Frankfurter und ähnlicher Vorgänge bildet.

Deutsche Staatsbürger sind keine Muschits, die ja an solche Behandlung gewohnt sein mögen. Deutsche Staatsbürger verbiten sich aufs entschiedenste alle unmotivierte Aggressivität der Polizei, und fordern, daß sie sich nicht um Dinge kümmerge, die sie nichts angehen, und Straßendemonstrationen gehen sie schlechterdings nichts an, solange keine Geisse verkehrt werden. Es kommt darauf an, daß sich auch das Bürgerturn von Philistrität freimache, wo sie etwa noch vorhanden ist, und das Recht behaupte, seine Meinung auch höchstpersönlich auf der Straße zu sagen, wenn es dazu Lust hat. Damit wird dann auch der Polizei klargemacht sein, daß sie kein deutsches Rosakenkorps ist.

Das ist eine Sprache, die sich hören läßt. Man sieht zugleich, wie aufklärend eine preussische Schutzmännlichkeit wirkt, denn, wie unsern Lesern bekannt ist, machte der Redakteur der Frankfurter Zeitung mit dieser Faust selber Bekanntschaft, und die Funken, die ihm dabei aus dem Auge flogen, haben ihm augenscheinlich die Natur des preussischen Staates und der preussischen Polizei blühartig erhellt.

Aber ebenso eindringlich war der politische Aufschauungsunterricht, den die Berliner Polizei mit der umgekehrten Methode gab. Sie sperrte die innere Stadt so hermetisch ab, daß ein bürgerliches Organ, die Liberale Korrespondenz, daraus folgende Konsequenz zog:

Die Behörden, in voller Unkenntnis der Psychologie der Massen, schienen wirklich geglaubt zu haben, daß auf das Schloß eine Attacke à la Erstürmung der Bastille geplant gewesen sei. Die Ummauerung der Schloßgegend durch Schutzleute machte fast einen lächerlichen Eindruck. Aber die Angelegenheit hat doch auch einen sehr ersten Hintergrund. Es trägt sich in diesem Uebermaß von Schug Mißtrauen gegen das Volk aus, das ein Charakteristikum solcher Reaktionen ist, die sich bewußt sind der Unpopularität und Volksfeindschaft ihrer Politik und die sich nur noch verlassen auf die „durchschlagende Beweiskraft“ von Säbel und Pistole. Eine Herrschaft dieser Art aber steht auf ähneren Füßen.

Auch mit dieser politischen Aufklärung durch die Polizei wird man zufrieden sein können. Die Berliner Polizei hat jedem, der Augen hat, zu sehen, vordemonstriert, daß es für die „steile Höh“, wo Fürsten stehen, in Preußen nichts Gefährlicheres gibt, als eben das preussische Volk. Als am letzten Freitag im preussischen Landtag Genosse Ströbel von dem Mißtrauen der Krone zum Volke sprach, wurde er zur Ordnung gerufen. Die Berliner Polizei tut aber nichts anderes, als dieses Mißtrauen recht drastisch vor Augen führen. Wenn man ihr lächerliches Vorgehen zum Maßstab nehmen wollte, so hat es allerdings den Anschein, als bliebe als Sicherungstrupp der „steilen Höh“ lediglich der betrunkene Janagel der Großstadt übrig, jene lieblichen Pennbrüder, die als stoffende Hurrafanalle ihre große Bedeutung für die Reklamezwecke des Patriotismus haben, und die damals in jener

köstlichen Januarnacht 1907 als „Volk“ unter polizeilicher Eskorte vor die Fenster des Berliner Schlosses geführt wurden, deselben Berliner Schlosses, zu dem man jetzt dem wirklichen preussischen Volk mit allen Mitteln den Zugang verweigert. Selbstverständlich geschieht das unter Billigung, wahrscheinlich auf Befehl des Inhabers jener „steilen Höh“, der jetzt, wie es scheint, gar nicht mehr das Bedürfnis nach „mehr Volk“ empfindet, das ihn am Abend der Hottentottenwahlen so klümicch erfüllte. Sonst bedürfte es doch nur eines Wortes aus seinem Munde, und die Berliner Polizei wäre aus einer lächerlichen Situation befreit.

Während so die preussische Polizei mit oder ohne Brutalität politische Aufklärung über das Wesen des preussischen Staates verbreitet, leistet sie gleichzeitig der sozialen Revolution einen unschätzbaren Dienst. Unstreitig Dank dafür kann sie sicher sein, brauchen wir doch nunmehr nichts anderes tun, als die von der Polizei anerkannten Tatsachen zusammenzustellen und sie den Massen ins Gehirn zu hämmern. Damit übrigens auch der Humor nicht fehle, wird mitgeteilt, daß jetzt gegen die Genossen Lebedour, Stadthagen und Fischer wegen Anzettelung der deutschen Revolution (Vergehen gegen § 7 des Reichsvereinigungsgesetz betr. Versammlungen unter freiem Himmel) ein — Strafverfahren eingeleitet wird. In Essen hat man den Attentäter, Genossen Limbergh, sogar schon ein Strafmandat in Höhe von 6 Mk. zugesandt, was alle, die noch Sinn für Romik haben, sicherlich mit großer Heiterkeit vernehmen werden. Immerhin ist fraglich, ob die Polizei mit dem Beschreiten des gerichtlichen Wegs Ausflüchten auf Erfolg hat. Nach einer Entscheidung des preussischen Kammergerichts sind Wahlrechtsdemonstrationen nicht verboten. Wie in der neuesten Nummer der Deutschen Juristenzeitung mitgeteilt wird, führt der höchste preussische Gerichtshof in dieser Beziehung aus:

Wie einerseits die Bekämpfung des Ausschusses, eine Ansicht in öffentlich bemerkbarer und dadurch besonders eindringlicher Weise auch Andersdenkenden kundzutun, nicht allein an sich als Gefährdung der öffentlichen Ordnung angesehen werden könne, wenn sie sich nur innerhalb der durch die öffentliche Ordnung gezogenen Grenzen halte, so könne auch andererseits das politische Problem der Reform des preussischen Wahlrechts die demonstrative parteipolitische Behandlung auf offener Straße nicht rechtswidrig machen. Viel mehr komme es lediglich darauf an, ob der Angeklagte durch sein Benehmen an und für sich die öffentliche Ordnung gefährdet habe. Da dies aber nach den getroffenen Feststellungen nicht geschehen sei, müsse der Angeklagte freigesprochen werden.

Man wird sich dieses Gerichtsurteil gut merken müssen, denn um so schärfer wird das öffentliche Urteil lauten, das über das Vorgehen der Polizei zu fällen ist.

Es ist immer die alte Geschichte: der kapitalistische Staat geht an seiner eignen Gefekmähigkeit zugrunde. Indem die Sozialdemokratie die Mittel benützt, die ihr

Seuilleton.

Der Octopus.

Eine Geschichte aus Kalifornien von Frank Norris. Einzige berechtigte Uebersetzung von Eugen v. Kempky.

17] Nachdruck verboten.

Während er das alles überdachte und dabei mürrisch den Knopf der elektrischen Klingel anstarrte, fiel es ihm ein, daß heut Buttertag war, und Frau Tree in der Mollerei zu tun hatte. Da würde Hilma ihre Mutter bei ihm vertreten. Er blickte in den Spiegel über dem Anrichtentisch und musterte sich mit grimmigem Mißfallen. Aber bald murmelte er, das unraffierte Kinn gegen den Strich reißend, seinem Spiegelbilde zu: „Was für 'ne Fratze! Guter Gott, was für 'ne Fratze!“ Und dann nach einer Weile: „Ich bin doch neugierig, ob das dumme Femininum heut raufkommen wird.“ Er ging hinüber in sein Schlafzimmer und lugte am Rande der herabgelassenen Gardine aus. Vom Fenster überblickte man das Turmgerüst des arteeschen Brunnens, links davon das Küchengebäude und rechts die Mollerei. Der spärende Annixter sah Hilma aus der Mollerei treten und nach der Küche gehen; sie wollte offenbar sein Mittagessen besorgen. Als sie aber an dem arteeschen Brunnen vorüberschritt, traf sie den jungen Delaney von Annixters Leuten, der auf dem Pfade vom Bewässerungsgraben herkam und sein Pferd nach dem Stalle führte; in der behandschuhten Hand trug er eine große Kasse Stacheldraht, im Gürtel steckte eine Zange. Gemiß hatte er eben die schadhafte Stelle des Grenzzaunes bei der Treblebrücke ausgebessert. Annixter sah, wie er Hilma grüßte und seinen breitkrämpigen Hut abnahm; dann plauderten die beiden ein Weilchen miteinander. Annixter hörte sogar Hilma sehr ver-

gnügt lachen über etwas, was Delaney gerade sagte. Sie klopfte lieblos den Hals seines Pferdes, und Delaney nahm seine Zange aus dem Gürtel und tat so, als ob er sie damit in den Arm kneifen wollte. Hilma griff nach seinem Handgelenk und drängte ihn lachend hinweg. Nach Annixters Ansicht schien das Paar ja außerordentlich vertraut miteinander zu tun. Heiß stammte der Jörn in ihm auf.

„Ah, standen die Sachen so? Delaney und Hilma hatten ein Liebesverhältnis. Ganz öffentlich und ohne Scheu, dich vor seinen Augen tändelten sie miteinander. Das war geradezu ekelhaft. Hatten die beiden denn gar kein Schamgefühl? Nun, so sollte es nicht weitergehen. Er wollte der Sache sofort ein Ende machen; auf seiner — Annixters — Ranch würden solche Geschichten nicht geduldet. Nein! Das Mädel mußte fort von hier, noch ehe er einen Tag älter war. Die Sorte konnte er hier nicht brauchen. Ein für allemal nicht! Fort mußte sie! Noch heut nachmittag wollte er mit dem alten Tree sprechen. Was auch daraus würde — er, Annixter, mußte unbedingt auf Moral halten!“ „Und mein Essen!“ rief er plötzlich aus. „Ich muß warten und hungern und kann davon vielleicht wieder krank werden, während die dort unten so ekelhaft pouffieren.“

Er wandte sich von dem ihm so widerwärtigen Anblick ab und eilte nach der elektrischen Klingel, deren Knopf er mit aller Macht drückte. „Wenn das Femininum hier raufkommt“, erklärte er, „will ich doch mal hören, warum ich so lange warten muß. Der werde ich gehörig die Levitoren lesen. Ich bin, weiß Gott, nachsichtig genug, aber alles kann ich mir nicht gefallen lassen!“

Einige Augenblicke darauf kam Hilma, um den Tisch zu decken. Annixter, der rauchend und mit den Füßen auf dem Fensterbrett am Fenster saß und so tat, als ob er eifrig die Zeitung studierte, nahm bei ihrem Eintritt unwillkürlich die Füße herunter und drückte das Feuer seiner Zigarette an der unteren Fläche des Fensterbrettes aus; von

Zeit zu Zeit blickte er verstohlen über den Rand seiner Zeitung nach Hilma hin.

Die erst neunzehnjährige Hilma war ein großes gutgewachsenes Mädchen und über ihre Jahre hinaus entwickelt. Die runderliche Fülle ihrer schöngeformten Schultern und Hüften verkündete die frühe Reife des kräftigen und gefunden, unter der heißen, südlichen Sonne eines halbtropischen Landes aufgewachsenen Körpers. Voll und warm war ihr Blut, gleichmäßig und gutgeartet ihr Gemüt, das sah man auf den ersten Blick. Der volle Nacken verlief in wundervollen Linien zu den Schultern. Die Haut unter Kinn und Ohren war weiß und glatt wie Florettseide und im Genick, am Ansatz der Haare zu einem feinen, zarten Braun abshattiert. Ihr schlanker Hals rundete sich in schön gebogener Linie nach dem Kinn und den Wangen; bleiche, bernsteinhelle Schatten spielten auf der zarten Haut, deren Weiße in fast unmerklichen Abstufungen in das feine, warme Rot ihrer Wangen überging. Hilma hatte große, lichtbraune Augen mit glänzenden, schwarz schimmernden Pupillen, die sich, wenn sie lebhaft sprach oder jemand voll ins Auge blickte, zu ihrer ganzen Größe erweiterten; die Lider, nur ein geringes dunkler als der Grundton ihres Gesichts, hatten schwarze Wimpern; sie standen, ohne übermäßig lang zu sein, dicht beieinander und bildeten einen wirkungsvollen Rahmen für ihre schönen Augen. Der Mund war etwas groß und die Lippen dicht geschlossen; nichts konnte anmutiger und entzückender sein als die Formen dieser vollen Lippen, und ihr weißes Kinn, das in reizvoller Rundung hinüberleitete zu den Linien von Hals, Brust und der Halden, fraulichen Fülle ihres Busens. Die leiseste Bewegung von Kopf und Schultern setzte sich in sein schwingenden Wellen fort über alle diese Herrlichkeit von zarten, schöngeformten Linien und samtweichen, glatten Flächen; seine, bernsteinhelle Schatten kamen und gingen oder verloren sich unmerklich in der zarten Röte ihrer Wangen und den dichten Massen des braunen Haars. Dieses Haar schien beinahe ein Leben für sich selbst zu haben; seine medusen-